

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 25.

Düsseldorf, 5. Juni

1916.



Marinesoldaten mit Handgranaten im vordersten Schützengraben vor Diemuident.

Phot. H. Grohs.

Die Lapislazuli-Perlen.

Skizze von M. v. Lindow.

Gräfin Bülzow las noch immer das Blatt mit der Einladung der Kurverwaltung zu einem Ballabend im Kurfaal, und dieses langsame Durchlesen der wenigen Zeilen dänkte der Enkelin viel zu lange.

Ein Tanzabend, zu dem die hübschen, strahlenden Dragoneroffiziere aus der nahen Garnison kamen, ein kleiner Ball, auf dem man endlich — endlich einmal tanzen konnte.

Eleonore tanzte so gern, wenn sie den Tanz bis jetzt auch nur von den Tanzstunden im Institut kannte, in dem sie in einer Familienfreistelle erzogen worden war, und wo sie als Herr hatte tanzen müssen, weil junge Herren als Tänzer nicht zugelassen wurden.

Auf andre Fälle — daheim in Berlin — konnte Großmutter die Enkelin nicht führen; sie lebten da so still und zurückgezogen in der billigen Borotkwohnung, und die junge Freiin Eleonore von Herbersfeld bildete sich zur Turn- und Haushaltlehrerin aus.

Wie wonnevoll war schon diese Reise, die Großmutter's angegriffene Gesundheit befestigen sollte, und zu der der Familienverband die Mittel bewilligt hatte. Aber der Familienverband hatte selbst keine Schätze, und so war die Summe doch nur gerade ausreichend für Reise und Kurkosten und bescheidenes Leben.

Sie hatte nicht die Anschaffung besonderer Badeortanzüge gestattet, und Gräfin Bülzow und ihre Enkelin konnten auch nicht an der großen Tafel im Kurhause speisen; die Damen hatten ein bescheidenes Stübchen im Dachgeschoß eines Logierhauses, ließen das Mittagessen holen und bereiteten Frühstück und Abendessen selbst.

Und dann die Kleiderfrage — während Gräfin Bülzow die Einladung las, standen die wenigen verfügbaren Toiletten vor ihrem Auge.

Sie selbst war in ihrem schwarzen, schlichten Gewande mit dem altmodischen, dennoch ihrem feinen Gesicht so gut sitzenden Hut eine vornehme Erscheinung; sie war schon nach den ersten Tagen auf der Kurpromenade aufgefallen mit der schlanken, jungen Begleiterin im dunkelblauen, leichten Wollkostüm, die den blonden Kopf unter dem kleinen, blauen Matrosenhut so hoch und frei trug.

Man hatte die allwissende Kurliste befragt: Gräfin Luise von Bülzow aus Berlin mit Enkelin Freiin Eleonore von Herbersfeld, und man stellte fest: eine paar vornehme, arme Gäste.

„Großmutter — wir gehen doch?“

„Aber die Kleider, Lenore, es ist jetzt immer alles sehr elegant — auch auf sommerlichen, anspruchslosen Tanzfesten — und wenn wir gehen, ich möchte doch nicht, daß wir so gar aus dem Rahmen fielen.“

„Großmutter, dein schweres, schwarzes Damastkleid mit den Goldstreifen — du hast es dir zu Mutter's Hochzeit angeschafft, ist noch prachtvoll, und ich — ich tanze gern in dem weißen Mullkleid mit der blauen Blumenschärpe; was mach ich mir daraus, wenn andre in Seide schimmern — und dann um den Hals die großen Lapislazuli-Perlen, die reißen den schlichsten Anzug heraus.“

Ah ja — die blauen Perlen, solchen Schmuck trug wohl kaum noch eine Dame. Die modernen Damen von Welt trugen nur echte Perlen mit Diamantschlößern. —

Und doch, trotz ihrer Einfachheit erregten sie Aufsehen: Gräfin Bülzow in dem Kleid einer längst vergessenen Mode, im schön frisierten, weißen Haar einen echten, schwarzen Spitzen Schleier, der bis zur Schulter fiel, und Eleonore ganz Frische und Zartheit in ihrem weißen Kleid mit der alten Seidenschärpe aus Großmutter's Toiletenschatz, um den Hals die kostbare Schnur tiefblauer Perlen, die ein Urahn einst von einer Reise nach Persien mitgebracht hatte, und die seitdem in der Familie forterbte.

Der Intendant hatte Gräfin Bülzow selbst in den Saal und zu dem Platz geleitet, den er mit seiner Familie einnahm, und neben der Großmutter ging Lenore. Das blonde Haar legte sich wie eine goldene Krone um das schmale, rassistige Haupt.

Wer die junge Dame mit den blauen Perlen sei?

Die fremden Herren und die zum Fest gekommenen Offiziere der nahen Garnison fragten es.

War es ein Wunder, daß der Oberleutnant Kurt von Wunderslöb, der ein Neffe des Intendanten und Gast in seinem Kreise war, immer wieder mit Lenore tanzte? Er hatte eine Vorliebe für schlichte Erscheinungen und schlichte Art, und es machte Eindruck auf ihn, daß Lenore sagte: „Ich muß technische Lehrerin werden, ich werde Kochen und Turnen lehren — aber heute will ich das vergessen, Lernen und Examen, heute will ich mich freuen und vergnügt sein.“

Das war Wunderslöb, der sich seinerseits mit einem Male darauf ertappt hatte, ein Lustschloß zu bauen, ein Fingerzeig — schließlich, was sollte ein Lustschloß — einstürzen mußte es ja doch — was hatte man doch, ehe sie kamen, von Gräfin Bülzow und ihrer Enkelin gesagt? Von vornehmer Krut hatte man gesprochen. Also — Kurt Wunderslöb, der selbst arm war, sagte sich: kein Lustschloß — und machte den Grundfay der Baroness Herbersfeld für diesen Abend auch zu dem seinigen: er wollte sich heute auch nur freuen. Das gelang den beiden jungen Menschen — und als man sich im Dunkel des Kurgartens trennte, leuchtete die Erinnerung dieses Abends durch zwei frühlingstrote Herzen.

* * *

Im Gleichschritt des Lernlebens, der Examen und des sich stets gleichbleibenden Schuldienstes war die Erinnerung an diesen einzigen Ballabend in Lenore hell und licht geblieben, namentlich wenn ihr Blick gelegentlich über die Perlen glitt, die tief in ihrem Schränkchen verwahrt lagen — seit jenem Abend hatte sie sie nicht getragen, es war keine Gelegenheit dazu. Nur damals, als sie noch nicht fertig mit dem letzten Examen war und Großmutter plötzlich so krank geworden und in ihrer Klasse gegen Ende des Monats wieder Ebbe war, da hatte ihre Hand nach dem Kästchen gegriffen, um die Perlen schnur auf das Leihamt zu tragen. Mit schwerem Herzen war sie gegangen, und es war ihr wie eine Erleichterung, als der Mann, die Perlen geringschätzend betrachtend, sagte: „Nein — Steinperlen — ganz unmöbren — und kein Steinwert — die nehm ich nicht, die haben heute nur noch einen Erinnerungswert.“

Mit schnellem Griff nahm sie die Perlen zurück — es war ihr mit einemmal, als seien sie mit ihrem Schicksal verknüpft, als könnte sie sich überhaupt nicht von ihnen trennen — von Großmutter's legtem, treu gehütetem Schatz, der „gar keinen Steinwert“ mehr hatte. Sie sah sich im Licht der Erinnerung in dem weißen, viel gewaschenen Kleid und sah einen jungen stattlichen Mann, zu dem sie gesagt: „Heut' will ich nicht an Lernen und Examen denken, heut' will ich mich freuen.“

Heute fiel es ihr schwer aufs Herz: War sie mit diesen Worten dem freundlich-ernsten Offizier wohl gar zu leichtsinnig erschienen? Oder hatte er sie verstanden, daß ihr junges Herz an diesem sorglosen, fröhlichen Abend im Glanz der Kerzen und beim Klange der Musik sich nur des Augenblickes freuen wollte?

Wie im Traum reichte sie ihre goldene Uhrkette hin, ein schwarzes Seidenband genügte für die Uhr der armen Lehrerin — und dann, dann erholte sich Großmutter wieder, und das Leben ging im Gleichschritt der Pflicht weiter, bis — ja bis eines Tages Eleonore einsam und in tiefer Trauer aus Pöhlßen, dem ehemaligen Bülzowschen Besitz, heimkehrte, wo man in der Familiengruft Großmutter zur letzten Ruhe gebettet hatte. Nun hatte sie niemand mehr, niemand, der sie freundlich willkommen hieß, wenn sie heimkam — sie war ganz allein — und war doch zufrieden, daß sie allein war und nicht den Oberlehrer Wendemann geheiratet hatte, der vor fünf Jahren um sie geworden. Denn die Jugend hing an ihr, liebte sie — und es war eigentlich kein Wunder, daß Konjul Kleinow bei ihr anfragte!

ob sie mit seiner mutterlosen Tochter nach Schöndorf reisen wollte — wo Ursula die Kur gebrauchen mußte.

Nun war sie — nach zwölf Jahren — wieder da, wo sie mit Großmutter damals geweilt hatte; aber sie wohnte mit ihrem Schützling nicht in dem kleinen Logierhause, sondern im Kurhause, und brauchte nicht wie damals sorgenvoll die Ausgaben zu überlegen.

Wie alles, obgleich viel verändert, sie an jene Zeit mahnte! An ihren ärmliche Ballanzug mit den Perlen. Aber damals waren große Perlen unmodisch — jetzt trug man sie wieder, und dennoch entschloß sich Lenore erst auf Ursulas Bitten dazu, sie anzulegen.

„Tragen Sie doch die Perle.“ Fräulein von Herbersfeld — Perlen sind doch so modern, was sollen die Perlen im Kasten — da erfreuen sie niemand.“

Aber nicht, weil Perlen modern waren, weil die launenhafte Göttin sich nach jahrelanger Vernachlässigung auf sie besonnen hatte, legte Lenore sie an, sondern weil mit der Erinnerung an jenen Ballabend ein eignes Gefühl über sie gekommen war: sie fühlte sich so stolz und sicher als Hüterin eines alten, seltenen Schmuckes. Sie wollte ihn tüchtig anlegen — er paßte zu dem schlichten, silbergrauen Seidentkleid, das sie trug — und dachte dabei

nicht, daß er Aufsehen erregen würde im Kurhause — bei Tisch — nicht nur bei den Damen, auch bei den Herren. Da sah nicht weit von ihr ein verwundeter Offizier, ein hochgewachsener Major, dem man in Rußland das

ein Bein abgeschossen hatte, und der an zwei Krücken ging — im Fahrstuhl gefahren wurde. Und er wußte es sofort: das war ja die kleine, zierliche Ballbabe, die ihm damals gesagt hatte, sie wollte

heute frühlich, nur frühlich sein. Sie sah noch aus wie damals; ernst waren Lenores Züge immer

gewesen, aber jetzt lag solch große, abgestählte Ruhe auf dem zarten Antlitz, daß er staunte. War sie verheiratet? War sie unvermählt geblieben? Wer wußte es? Mit

so stolzer Sicherheit hatte sie schon damals den blonden Kopf getragen — wenn — ja wenn sie sich damals gefunden hätten —

zwei reiche, schöne Jahre wären ihnen beschieden gewesen — und nun war er ein Krüppel, bestenfalls konnte er sich ein Gütchen kaufen und Schollenmensch werden.

Nach Tisch stellte er in der Kurliste fest: sie war nicht verheiratet. Freiin Eleonore von Herbersfeld, Lehrerin aus Berlin, und Fräulein Ursula Kleinow aus Berlin stand da.

Sie hatte ihn nicht erkannt, und sie war meist im Kurgarten von einigen Badfischen, Altersgenossinnen von Ursula, belagert. Von seinem Platz aus konnte er sie beobachten: sie hatte ihren Frohsinn noch; wenn sie mit den jungen Mädchen sprach, leuchtete es wie Sonne in den großen, grauen Augen, und in den feinen Zügen stand doch der Ernst des Lebens geschrieben.

Sie sah allein am Spielplatz, auf dem die jungen Mädchen Ball schlugen — ihre Gedanken wanderten zurück in die Vergangenheit — da stapfte ein Offizier an Krücken daher; — müde vom Gehen wollte er auf der Bank rasten — da entglitt ihm die eine Krücke und fiel gerade zu Lenores Füßen nieder. Sie bückte sich und reichte sie ihm zu — und da erkannten sie sich: „Vielen Dank, mein gnädiges Fräulein,

ich habe Sie gleich an Ihren Perlen erkannt — wir haben vor zwölf Jahren hier zusammen gelangt.“

„Ach — Herr von Winderstöh —“, sagte sie leise, „das ist aber ein recht schmerzliches Wiedersehen.“

„O nein — ich danke Gott für jedes Wiedersehen — ich hoffte immer, daß ich bald wieder zum Meer könnte, aber schließlich mußte das Bein doch geopfert werden. Und Sie, mein gnädiges Fräulein?“

„Ich bin ganz allein — Großmutter ist tot.“

„Und sind Lehrerin?“

„Ja — schon lange Jahre.“ —

„Und glücklich geworden dabei?“

„Ja, Herr Major, ich bin sehr glücklich, ich habe meine Arbeit, und habe meine Pflichten —“

„Das ist viel, aber doch auch wenig; wenn man jung ist — dann will man doch wohl auch froh sein.“

„Man kann ja auch froh sein in allem Leid,“ sagte sie

einfach; „ich darf in dieser großen Zeit meine

Schülerinnen zu tatensrohen Menschen er-

ziehen, die stets nicht nur für ihr kleines

Haus, sondern auch für ihr Vaterland

an dem Posten sein werden. Unsere

Arbeit in der Jugend in dieser

gewaltig-ernsten Zeit muß frohen

Herzens geübt werden. — dann

macht sie froh und dann ist

sie unser Glück.“

„Man kann aber auch

anderer Glück sein,“ sagte

Winderstöh, und seine

Stimme zitterte. Dann

sprach er weiter: „Den-

ken Sie, Fräulein von

Herbersfeld — so oft im

Unterstand oder im Ruhe-

quartier oder — beim

Marß habe ich an Sie

und Ihre blauen Perlen

denken müssen — und im-

mer mit dem Gefühl, daß

mir etwas fehlte, daß ich

irgendwo in meinem Leben

an etwas sehr Großem, Schöнем

vorübergegangen bin. — Haben

Sie wohl auch an mich gedacht?“

„Gewiß,“ erwiderte sie einfach.

Er zeigte mit dem Krückenstiel Figuren

in den Sand — dann fand er, die Krücken unter

die Arme legend, ganz plötzlich auf.

„Es geht so nicht, Fräulein

von Herbersfeld — sehen Sie, ich

bin jetzt nicht nur der Winderstöh,

ich bin ein armer, selbstgrauer Ver-

wundeter — und wenn der nun sagt, daß Sie seines Lebens Glück

sind, würden Sie das verstehen — und würden Sie das sein können? Das Glück eines sehr hilflosen Mannes, der Sie damals schon geliebt hat? Ihr Bild im weißen Kleide mit den blauen Perlen hat jedes andre Bild verdrängt!“

Wie von ungefähr faßte Lenores Hand nach den Perlen — die ihr immer so rätselvoll erschienen waren — wie Hüter ihres Glückes. Daß sie damals die Perlen behalten konnte, daß sie hier die Perlen trug und er sie zuerst daran erkannte — war das nicht Fügung? Und war es nicht auch eine Fügung, eines geliebten Mannes Weib und Helferin und Stütze zu werden?

Nicht wie vielleicht damals in sonnigem Jugendglück, sondern nach heißer Zeit der Arbeit und der Kämpfe legten die beiden ihre Hände zu stillem Verlöbniß ineinander, und während die Erinnerung an das Einst versank, erschien die Zukunft eines friedewollen, glücklichen gemeinsamen Lebens im Licht der sich langsam und glanzvoll neigenden Herbstsonne.



Austernzeit in Ostende: Deutsche Matrosen beim Einkauf frischer Ware am Austernbehälter im Hof eines Ostender Hauses.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Ein Fliegerkampf.

Von Hellmut Unger.

Frühmorgens war der deutsche Doppeldecker startbereit gewesen, aber ein scharfer, böiger Wind hatte den Flug verhindert. Das Wetter „diezig“, vorn in den Infanteriestellungen Ruhe; man konnte das Aufklaren abwarten.

Der kleine Fliegerleutnant Naumann, der erst vor wenigen Wochen das Pilotenabzeichen bekommen hatte, sah, ins Studium der Karte vertieft, in seinem Zelte. Er hatte die Lederjoppe geöffnet, den Halschal gelodert. Die schwere Haube mit der Fliegerbrille lag neben ihm auf einem rohgezimmerten Schemel.

Ziel, peinigten stets von neuem. — Was seinem jungen Leben geschehen war, hatten doch tausend andere auch schon durchgemacht und — überwunden. Nur ein wenig Wille und Sicherheit gehörte dazu. Und doch war's so bitter-schwer, etwas stürzen und vernichtet zu sehen, woran man in jugendlichem Überschwange geglaubt hatte.

Waren sie beide — er, der Primaner, und sie, der Badfisch — nicht Kinder gewesen, als sie einander von Liebe sprachen? Ihm war's Ernst gewesen, wie heute noch; er hatte dem schönen Mädchen ein Versprechen gegeben, das er halten wollte, ohne sich um das Wie



Die türkischen Parlamentarier in Berlin nach dem Verlassen des Rathauses.

Phot. A. Grohs.

- (1) Generalleutnant Hassan Rıza Pascha, Abg. von Hodeida; (2) Seyd Bey, Abg. von Smyrna; (3) Selah Dilmidschoj Bey, Abg. von Konstantinopel; (4) Omer Schefti Bey, Abg. von Siwas; (5) Hussein Dschahid Bey, Vizepräsident der türkischen Abgeordnetenkammer; (6) Seyd Hakim Bey, Abg. von Bordin; (7) Mustapha Nedim Bey, Präsident des Ausschusses für nationale Verteidigung.

Ein Knabengesicht war es, das, auf die geballten Hände gestützt, sich jetzt von der Karte aufrechtete. Zwei harte, stahlblaue Augen verrieten nicht, daß sie bisher in ein sorgloses Jugendleben geblüht hatten. Jetzt waren sie voll tiefsten Wissens, als hätten sie einmal etwas neben sich gesehen, das die Menschen — den Tod nennen. Diese Augen stachen geradezu seltsam ab von den unausgeprägten, fast weichen Zügen und dem bartlosen Munde.

Der Pilot drehte sich mit einer gewissen Umständlichkeit, die das Abwarten gestattete, eine Zigarette und setzte sie in Brand, faltete mechanisch die Karte zusammen und lehnte sich zurück.

Wie verflatterndes Brummen trug der Wind den Geschützschall der feindlichen Artillerie herüber. Die deutschen Feldhaubizen antworteten den Franzosen gar nicht erst.

Erbärmlich waren das Warten und die erzwungene Untätigkeit! Dann gingen die unruhsvollen Gedanken, die man so gern verschleuchte, wiederum auf die Wanderschaft und fanden immer doch nur das eine

Gedanken zu machen. Hier lag das Rätsel, das er nicht deuten konnte: daß sie sich jetzt plötzlich mit einem andern, älteren Herrn öffentlich verlobte, ohne ihm noch einen Brief zum Abschiede zu schreiben. Möchte sie dort ihr Glück finden! Gut! —

„Meldung am Telephon!“

„Was ist?“

Noch ganz in seinen Gedanken befangen, wandte er sich um. „Feindlicher Flieger in Sicht, Herr Leutnant! Meldung kommt vom Artilleriebeobachter.“

„Danke.“ —

Leutnant Naumann meldete sich startbereit. Der Hauptmann versuchte, den Stürmischen zu warnen. Der aber hatte nur ein Lächeln dagegen. „Wer soll mein Begleiter sein?“

„Fragen Sie Oberleutnant Bernauer.“

„Kann ich nicht allein starten?“

„Ausgeschlossen!“ —

Neubesetzung von Reichsämtern.



Siegfried Graf von Roedern,
der neue Staatssekretär des Reichs-
schatzamts. Graf Roedern, 1870 in Marburg
geboren, war seit Frühjahr 1914 Staats-
sekretär für Elsaß-Lothringen.

Phot. Deutsche Ill.-Zef.



Dr. Karl Theodor Helfferich,
der neue Staatssekretär des Reichsamts
des Innern, Stellvertreter des Reichs-
kanzlers

Hofphot. Emil Sandau.



Erz. Adolf von Batocki-Friebe,
der „Lebensmitteldiktator“
(Leiter des neuerrichteten Kriegs-
ernährungsamts), bisher Oberpräsident
der Provinz Ostpreußen.

Phot. Gottlieb & Sohn.

Geschüßlärm draußen. Die Abwehrtanonen hatten den feindlichen Flieger aufs Korn genommen. Wie eine dicke, summende Hummel kam der Franzose in zweitausend Meter Höhe einher und strich über die deutschen Stellungen hin. Er schien irgendeinen der rückwärtigen Bahnhöfe mit Bomben bedecken zu wollen. Die Abwehrtanonen erreichten ihn nicht, und die Schrapnellwölkchen entfalteten sich in der Höhe wie blasse Blüten, deren farblose Blätter der Wind zerpfückte.

Einige Minuten später stieg der kleine Leutnant auf — allein. Der Doppeldecker wäre sonst nicht hochgekommen. Noch einmal drückte der Wind den Apparat nieder, daß die Rufen fast den Boden berührten, dann ging es reißend empor.

In scharfen Spiralen schraubte sich Leutnant Naumann ins Licht hinauf und schwamm gleichsam wie im Kielwasser des blindenden französischen Flugzeuges.

Das eingebaute Maschinengewehr war schußbereit. Die Hände des Leutnants aber kamen vom umkampften Steuer nicht los; der Körper mußte schwer arbeiten, wenn die Seitensteuer den Wind recht patieren sollten. Erst in den Höhen ließ der furchtbare Winddruck ein wenig nach.

Der Pilot wollte dem Feinde den Rückweg verlegen und ihn zum Zweikampfe zwingen, mochte er ausgehen, wie er wollte.

Ein grauenvoller Flug wurde es. Immer höher mußte der Doppeldecker hinauf. Mehrfach schon hatten kurze, jähe Luftstöße die Tragflächen unterfahrt und das Boot fast zum Rippen gebracht.

Das laute Aufheulen des regelmäßig arbeitenden Motors hatte jetzt auch der Franzose vernommen, drohte in schlanter Kurve und hielt nun auf den Doppeldecker zu. — Es galt!

Noch waren die beiden Flugzeuge in gleicher Höhe und schraubten sich hastig weiter empor. Kaum zu erkennen und oft mit Nebelmassen überwallt, lag drunten die Champagne.

Mit fiebernden Kräften steuerte Naumann auf den Brummer los. Er wollte ihn schon niederzwingen! Er kreiste über ihn hin, kam aber bei den Böen nicht zum Schuß, während von drüben eine Geschosflut in die unteren Tragflächen klatschte.

Mächtig warf es ihn im Sitze auf. Sicherheit straffte seine Arme. — Vergessen und Sieger sein!

Ob der Franzose ihm entkommen wollte? Der kleine Brummer strete westwärts. Da peitschte ihn Siegeswille auf. Der Motor lief volle Kraft, und die Tragflächen knatterten.

Wieder wendete der feindliche Pilot scharf und suchte den Doppeldecker von der Seite zu fassen. Naumann hatte jetzt freies Schußfeld. Propellerfurren, Motorengestamp, Maschinengewehrknattern.

Wir rennen zusammen und bersten, dachte der Pilot in der hellen Hitze des Kampfes und bediente weiter mechanisch das Maschinengewehr.

Jetzt — drüben verstummte aufheulend der Motor. Kaum zehn Meter voneinander getrennt, überkreuzten sich die Feinde.

Naumann sah, wie der französische Pilot halb über dem Steuerlade lag, während der Begleiter vergeblich das Gewehr neu einzurichten versuchte.

Wie taumelnd beschrieb das feindliche Flugzeug noch einige Kreise, kippte zur Seite und sauste in die Tiefe.

Falkengleich, mit abgedrosseltem Motor, schoß ihm der deutsche Doppeldecker im Gleitfluge nach. Als er landete, fand er nur noch zertrümmte Gestänge, zersplitterte Propeller, einen tief in den Boden gestoßenen Stahltrumpf und zwei verkohlte Leichen vor.

Leutnant Naumann ließ abmontieren und ging seine Meldung machen.

An die eine daheim dachte er nicht mehr.

Im Kugelregen droben war der Knabentraum verfliegen. Zur Fliegerstation schritt ein reifer Mann.

Der Gasdirektor von Leipzig.

Wie Gerüche entstehen.

Von Fritz Seder.

Ich hatte auf einen Tag nach Leipzig zu fahren. Der Dienstmann, der mein Gepäck trug, war nach zwanzig Schritt zutraulich: „Nun, was sagen Sie zu dem letzten Telegramm aus Serbien — übrigens, haben Sie schon das Neueste von unserem Herrn Gasdirektor gehört?“

Ich verneinte. Darauf setzte er das Gepäck in den Schmutz, sah sich erst nach allen Seiten um und flüsterte schließlich heiser:

„Ich glaube, Ihnen darf ich's anvertrauen — aber ganz unter uns, bitte: Der Gasdirektor von Leipzig hat eine neue Bombe erfunden — eine mit Blausäure —“ Ich sage Ihnen: fürchterlich, einfach fürchterlich —“

Ich machte meine Einkäufe. Der junge Mann, der mich bediente, schien mit mir zufrieden, als ich zahlte. Er tat er wohlwollend-anvertrauend den Mund auf: „Haben Sie übrigens schon gehört, daß unser Gasdi-“

Kam der Geschäftsherr und entriß mich ihm: „Sie werden mit dem Einkauf zufrieden sein, mein Herr, ich kann es Ihnen versichern. Haben Sie übrigens schon gehört, daß unser Gasdirektor eine neue Bombe erfunden hat — eine mit Blausäure —“ Ich sage Ihnen: fürchterlich, einfach fürchterlich —“

Der Kellner, der mich mittags bediente, ließ mich nur knapp bis hinter die Suppe kommen:

„Abgesehen, haben Sie schon gehört, mein Herr, unser Gasdirektor hat eine neue Bombe erfunden, eine mit —“

„Blausäure,“ sagte ich ruhig.

„Wie, Sie wissen das Geheimnis? Das ist ja —“

„Fürchterlich, einfach fürchterlich,“ fuhr ich fort und vertiefte mich in mein Gemüse.

Nachmittags suchte ich einen Freund auf. Er umarmte mich

zweimal. Aber zwischen der ersten und zweiten Umarmung konnte er es mir doch verzeihen:

„Abgesehen, weißt du das schon mit dem Leipziger Gasdirektor?“ Nun, gegen einen alten Freund kann man doch nicht so sein. An toh

zurückgewiesenen Geheimnissen soll man ersticken können, und so sagte ich:

„Nun, ich denke, er macht Gas, euer Gasdirektor.“

„Eben nicht, mein Lieber. Bomben macht er, Bomben mit Blausäure, ich sage dir: fürchterlich, einfach fürchterlich —“

Als ich abends von Leipzig nach Hause fuhr, war mir das mit dem Leipziger Gasdirektor noch zwanzigmal unachtsamlich mitgeteilt worden. Schon nach dem dreizehntenmal gab ich es auf, mich zu wehren. Die Blausäurebomben des Gasdirektors waren mächtiger als ich. Ich schlug den Kopf gegen die Wand, vergaß mich selbst in den Trichter eines geistesabwesenden Lächelns und ließ das Trommelfeuer der Leipziger Gasdirektorblausäurebomben über mich ergehen.

Ich atmete auf, als der Zug aus den letzten Häuserzeilen Leipzigs herausgekommen war und weiterdampfte.

„Gott sei Dank,“ murmelte ich, „jetzt bin ich die Bomben

des Gasdirektors endlich los.“ Aber auf einmal reckten sich drohende Ramine aus dem Vorstadtland. Riesenfinger brachen sie um und trommelten mit ihnen auf den ungeheuren Gasometern. Ich sah es, es war der Gasdirektor von Leipzig selber. Und es kam ein Takt hinein, auch in des Gasdirektors Stimme: „Wissen Sie übrigens schon, daß ich eine neue Bombe, eine mit Blausäure —?“

Die Stimme und der Takt drangen durch das Eisenbahnfenster. Und etwas von dem Gasgeruch drang mit herein, und ich war unvorsichtig genug, ihn ins Hirn hinaufzuschlucken. Da war das Unglück fertig, ich dem Gasdirektor von Leipzig verfallen.

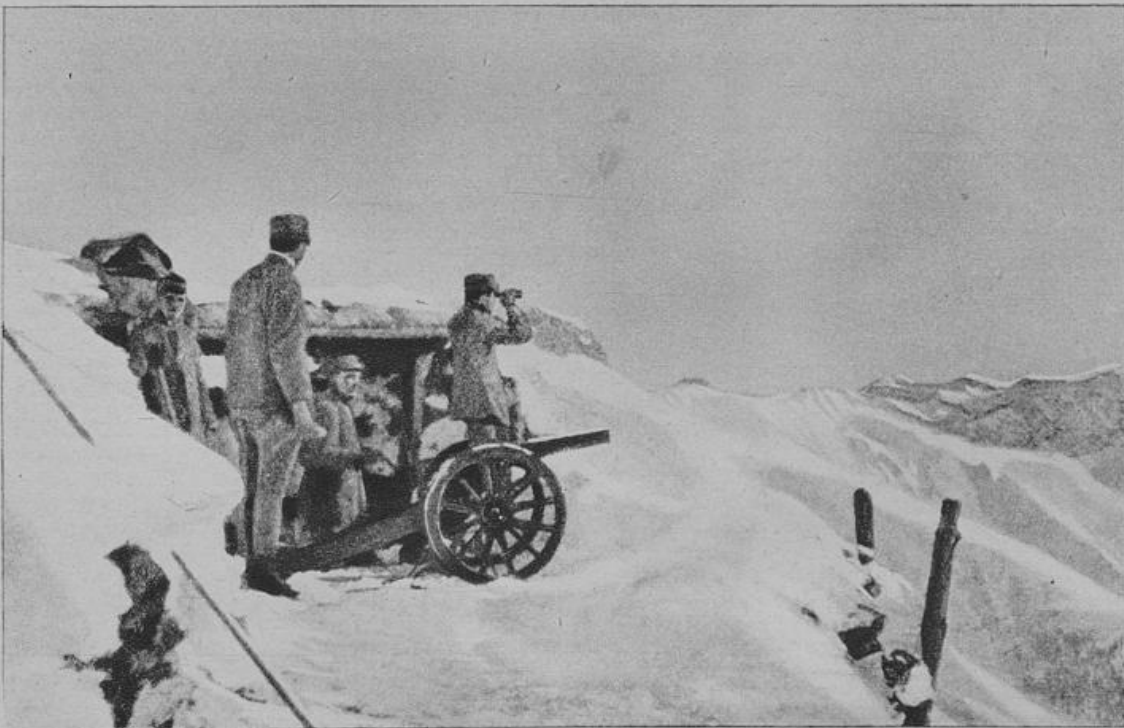


Vom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz: Eingang in einen Schützengraben im Hochgebirge.

Kämpfe im ewigen Schnee der Dolomiten.



Auf dem Gipfel der Dolomiten: Abschiedsblid einer italienischen Aufklärungspatrouille ins österreichische Land.



Italienischer Vorposten mit Kleinem, eigenhändig auf die Bergeshöhe geschafftem Geschütz.

Zu meiner Heimatstadt angelangt, hatte ich kaum meine Frau flüchtig begrüßt, da brach es auch schon heraus aus mir:

„Weißt du übrigens, daß der Gasdirektor von Leipzig eine neue Bombe erfunden hat, eine mit Blausäure? Ich sage dir: fürchterlich, einfach fürchterlich.“

Ich kam am nächsten Tage mit einer Menge Leute zusammen; ich telephonierte sie an, ich rannte ihnen nach, ich padte sie am Modknoß:

„Wissen Sie übrigens, daß der Gasdirektor von Leipzig —“

Es wurde immer ärger. Es kam schließlich so weit, daß ich mir einbildete, selbst der Gasdirektor von Leipzig zu sein. Und es gelang mir, einigen Freunden, denen ich das mit den Bomben zum zehntenmal erzählte, denselben Glauben beizubringen, daß sie der Gasdirektor seien. So kam es, daß in meiner Stadt hauseigeweise Leipziger Gasdirektoren umherliefen, welche eine neue Bombe erfunden hatten, eine mit Blausäure. Ich sage Ihnen: fürchterlich, einfach fürchterlich!

Meine Frau wurde besorgt und fragte eine Tante, was zu tun sei. Die Tante gab ihr den Rat, an den Gasdirektor von



Fluglehrer Vizefeldwebel Albert Franke aus Düsseldorf-Wersten, stürzte bei einem Fluge in Sofia tödlich ab.

Franke war seit November 1915 in Sofia als Fluglehrer tätig.

Leipzig selbst zu schreiben. Sie tat das sehr energisch:

„Sehr geehrter Herr Gasdirektor, Sie mit Ihren unglückseligen Blausäurebomben sind schuld daran, daß jetzt mein Mann —“ und so weiter und so weiter.

Darauf bekam sie ein gedrucktes Zirkular des Rechtsanwalts des Leipziger Gasdirektors: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich gegen die Verbreiter des unsinnigen Gerüchtes, wonach mein Mandant, der Herr Gasdirektor von Leipzig, Bomben erfunden haben sollte, deren Inhalt ganz oder teilweise aus Blausäure bestehen sollte, die gegen Länder, mit denen wir im Kriegszustand befindlich sind —“ und so weiter und so weiter. Der Satz war fürchterlich, einfach fürchterlich und erzeugte beim Lesen eine Wirkung, eine Wirkung!

Nun, also diesen Satz gab mir meine Frau ein. Es erwies sich, daß er stärker war als alle Blausäurebomben. Als ich ihn gelesen hatte, sagte ich aus tiefster Überzeugung:

„Wach!“

„Gott sei Dank!“ rief meine Frau in freudiger Erregung. „Jetzt kannst du doch wieder vernünftig reden.“



Deutsche Torpedoboote auf der Suche nach feindlichen Minen.

Eifo-film G. m. b. H.